

noch für Argentinien“, sondern fordert vor allem schnellstmögliches Handeln und (politisch klarblickend!) Schaffung einer „öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte für das jüdische Volk“. Daß die Kongreßresolution diese ausdrücklich „in Palästina“ wünscht (Basler Programm), ist Herzls propagandistische Konzession an die traditionsgebundenen, vorwiegend osteuropäischen Juden, wird gegen deren Stimmen hinter der vermeintlichen Sofortlösung: Uganda – angesichts neuer Pogromwellen – zurückgestellt auf dem 6. Kongreß (Basel 1903), definitiv bestätigt aber vom 7. (Basel 1905), woraufhin sich die palästinaindifferenten „Territorialisten“ (unter I. Zangwill, 1864–1926) abspalten. Während nun der auf ein mehr „geistiges Zentrum“ des jüdischen Volks in Palästina gerichtete „Kultur-Z.“ eines *Achad Haam* (Ps. f. Ascher Ginzberg 1856–1927) und *M. Buber* sowie die systematische Siedlung und Landeserschließung dank den vom Z. geschaffenen Fonds für Bodenbesitz (Keren Kajemmet Lejisrael, 1901) und (später) Unternehmensstützung (Keren Hayessod) unablässig weitergingen, waren alle diplomatischen Bemühungen Herzls bei dem Sultan, Kaiser Wilhelm II. und dem Zaren auf Erlangung einer „Charter“ vergeblich geblieben. Utopie (wie sein Roman „*Altneuland*“) schien so sein Hauptziel zu bleiben, bis seinen Nachfolgern die Konjunktur des 1. Weltkriegs mit dem Osmanenreich als fallreifester der Mittelmächte zwar noch nicht wunschgemäß „Palestine as the national home of the Jewish people“, aber doch „in Palestine“ die Zusage der ersehnten Heimstätte zunächst durch Balfour verschaffte (2. 11. 1917).

IV. Von der „nationalen Heimstätte“ zum eignen Land

Durch das Palästina Mandat des Völkerbundes (1922, bzw. 1923), das die Balfour-Deklaration rezipierte, war (in Art. 4) als öffentliche Körperschaft zur „Beratung und Mitarbeit“ mit der brit. Mandatsregierung eine *Jewish Agency* vorgesehen, welche am 11. 8. 1929 die gewünschte Form erhielt, wonach (mit je 4 Delegierten) ebensowohl die Nichtzionisten wie die Angehörigen der Weltorganisation des Z. – 1928 über 600 000 volljährige Zahler des „Schekel“, der Parteisteuer – darin vertreten waren. Hatte *C. Weizmann* (1874–1952), deren Präsident (1919–1946, außer 1930–35) zunächst einen sehr elastischen Kurs gegenüber England und den Arabern durchsetzen können (3. 1. 1919 sogar die Anerkennung der „Heimstätte“ durch den Haschemiten Feisal, späteren König von Irak, erreicht), so verschlechterten Doppelspiel im Lager der Mandatsmacht, echte und hetzerisch aufgeputschte Beunruhigung im arabischen über den schrittweisen Mehrheitsverlust und wachsende Ungeduld im Z. seit 1920 und vollends seit dem durch Hitler ausgelösten verstärkten Andrang die Atmosphäre dermaßen, daß schon 1925 die radikalen „Revisionisten“ unter dem kriegesischen *W. Jabotinsky* (1880–1940) sich organisatorisch verselbständigten, 1935 ausschieden, Juli 1937 die brit. *Peel-Kommission* das Mandat undurchführbar erklärte und Teilung des Landes vorschlug, 1942 im New Yorker „Biltmore-Programm“ der Z. auf diese Linie einschwenkte (1946 Wiedereintritt der

Revisionisten) und auch alle Brückenschlagbemühungen der damals zweitstärksten Partei in der palästinajüdischen Volksvertretung „*Alija Chadascha*“ (neuer Herauszug) unter der Führung des edlen Kölners *Georg Landauer* (1895–1954) die Mandatspreisgabe durch England und die Zerschneidung des Landes nicht abwenden konnten, die von den UN am 29. 11. 1947 sanktioniert wurde.

U. Bleibende Funktion und Würdigung

Der heutige Führer des Z. und Präsident des World Jewish Congress (Juden IV,4), *Nahum Goldmann* (geb. 1895) schrieb 1958:

„Ich glaube, daß die Zukunft Israels‘ von seiner Verbindung mit dem jüdischen Volk in der Welt solange abhängt, wie eine jüdische Diaspora existiert. Und das ist zumindest eine Frage von vielen Generationen... eine Frage der moralischen und geistigen Bindung: die Juden der Welt müssen das Gefühl haben, daß sie nicht nur Geld geben, sondern daß ihnen eine gewisse Verantwortung für die Entwicklung Israels und die Art, wie es sich entwickelt, zufällt.“ Er hält die Gefahr, daß nach dem Scheitern der individuellen Assimilation eine kollektive unternommen werde, Israel sich verwandelt in „ein kleines levantinisches Land, das letzten Endes ein Satellit der arabischen Welt werden würde“, für weit ernster als die vielberufene Gefahr der „doppelten Loyalität“ des den Z. bekennenden Juden. (Derengleichen wird ja auch dem Katholiken – gegenüber 1. Rom und 2. seinem Vaterlande – von Verständnislosen vorgehalten; mit mehr Recht dem Kommunisten gegenüber Moskau, da er ja wirklich dessen gewissenloser Befehlsempfänger sein muß.) Mag es nun aber innerhalb des Z. totalitäre Rechts- wie Linksradikale geben, rabiaten Nationalismus, Chiliasmus und dgl., als *ganzes* läßt sich dieses neuartige „Volk im Aufbruch“ nicht einer seiner Parteien gleichsetzen, am ehesten noch deuten mit *Franz Rosenzweigs* (der dem Z. fernstand!) am 19. 4. 1927 an H. Ehrenberg geschriebenen Worten:

„Du kannst Dir den Z. verdeutlichen an der Bedeutung des Sozialismus für die Kirche. So wie die Sozialdemokratie, auch wenn nicht ‚religiössozialistisch‘, ja sogar wenn ‚atheistisch‘, für die Verwirklichung des Gottesreiches durch die Kirche wichtiger ist als die Kirchlichen... so der Z. für die Synagoge.“

LITERATUR

A. Friedemann, Das Leben Th. Herzls, Berlin 1914, 1919. *N. Sokolow*, History of Z. London 1919 f. — *A. Böhm*, D. z. Bewegung I/II. Berlin 1920 f., 2 Tel Aviv 1935, 1937. — *A. Bein*, Th. Herzl. Wien 1935. — *M. Buber*, Israel und Palästina. Zur Geschichte einer Idee. Zürich 1950. — *D. Thompson*, Amerika fordert die einfache Loyalität. Die Gefahren einer begünstigten Fremdnation. In: *Judaica* 6, 1950, S. 268–290. — *G. Landauer*, Der Z. im Wandel dreier Jahrzehnte. Tel Aviv 1957. — *J. J. Stamm*, Der Staat Israel und die Landverheißungen der Bibel. Zürich 1957. — *M. Bodenheimer*, So wurde Israel. Aus der Geschichte der z. Bewegung. Erinnerungen hrsg. v. H. Bodenheimer. Frankfurt 1958. — *B. Freudenfeld*, Israel, Experiment einer nationalen Wiedergeburt. München 1959. — *J. Dränger*, Nahum Goldmann. Ein Leben für Israel I/II Frankfurt 1959. *E. Hurwicz*, Die Verweltlichung des Judentums. Zur religionsgeschichtlichen Interpretation der z. Bewegung. In: *Hochland* 43, 1950/51, S. 263. — *A. Goldberg*, Israels Berufung und der Zionismus. In: *Wort und Wahrheit* X, 1955, S. 807–817.

8. Kibbuz - Utopie und Wirklichkeit

Von Dr. Conrad N. Rosenstein, Kibbuz Anavim/Judäa

Wie in Folge XII Nr. 45/48 S. 19 ff. ein Bild vermittelt wurde von dem einstigen „Städte“ so diesmal über den heutigen Kibbuz in seinem Gewordensein.

Diejenigen, die vor fünfzig Jahren das große Abenteuer unternahmen, eine neue Gesellschaftsform in Israel zu kreieren, den Kibbuz, waren zweifellos Utopisten. Unter dem Druck eines zaristischen Rußlands, als eine kleine, geächtete Minderheit, zusammengepfercht in die sogenannten Ansiedlungsrays, in denen es Juden einzig gestattet war, zu

vegetieren, suchten sie in einer ganz unbestimmbaren Form „die“ Gerechtigkeit. Ob von Karl Marx oder von Tolstoi beeinflusst, hofften sie dieses Hochziel in Palästina verwirklichen zu können, denn Palästina war der historische Grund der Gerechtigkeit, das Land der Propheten! Nirgends dürfte das Ideal leichter zu erfüllen sein als in diesem Lande, kraft seiner mystischen Überlieferung; und natürlich lebte sie in aller Herzen, auch noch unter den Aufgeklärtesten, die durch das „hochmoderne“ Erziehungssystem der

„Haskala“-schule gegangen waren, in denen man immerhin einige Begriffe allgemeiner Geschichte bekam, man sich schlecht und recht auf einem Atlas orientieren lernte, man sogar Schillersche Dramen las und einiges über Byron erfuhr; Großartiges und Skandalöses zugleich! Die jungen Zionisten, die da aus Odessa aufbrachen, sie waren schon nicht mehr Adepten der „Jeschiwa“, und wenn sie es waren, so wurden sie Abtrünnige. Aber, wenn ein Jude ein „Abtrünniger“ ist, so bleibt er immer noch ein Jude, was ein Katholik in seinem Falle nicht vermöchte! Das Erbe ist eben kein *nur* religiöses, es ist ein nationales, und der humane Mythos der Antike ragt noch in seinen Innenraum, wenn er längst nicht mehr die Ritualgesetze einer jüdischen Küche respektieren sollte. Deshalb: Palästina, besser Erez-Israel, war kein „Territorium“, – wie es vielleicht Uganda gewesen wäre, wenn Theodor Herzl dieses britische Projekt hätte verwirklichen können, dort eine jüdische Heimstätte aufzurichten; sondern es war das historische Land, das der Väter; und es warf einen Schatten von Verantwortung auf den Kommenden, noch bevor er überhaupt seinen Fuß auf diese Erde setzte! Daß die Welt, um diesen Juden des Städtls herum, schlecht war, das lag auf der Hand, daß der befreite Jude einen besseren Sozialstatus erreichen würde, in diesem geheiligten Raum, – wenn auch vielleicht auf eine sehr säkulare Art, – man könnte es analog zu Max Brod das „Diesseitswunder“ nennen, – das schien nicht minder erreichbar zu sein.

Doch zwang nicht nur das Ideal die Menschen dazu, in den Kibbuz zu gehen, in dem es keine Ausbeuter und keine Ausgebeuteten gibt, in dem man von seiner Hände Arbeit lebt, ein Jeder nach seinem Können gebend, ein Jeder nach den Möglichkeiten des Ganzen empfangend, doch auf der Basis des Sozial-Gleichgestellten. Die *Realitäten* forderten ebenfalls die „Kollektivsiedlung“.

Vor fünfzig Jahren gab es nicht viel „gute Erde“ im heiligen Lande. Erderosion hatte sie in jahrhundertelanger Vernachlässigung ins Meer entlassen. Araber, ein Nomadenvolk, der Tierhaltung mehr verbunden als der „Aufforstung“, hatten es geschehen lassen: Feuer hatte viel niedergebrannt, Ziegenherden hatten die Anpflanzungen total ruiniert. Einmal der Flora verlustig gegangen, wurde die Erdkrume von den starken Winterregen fortgespült. Das gilt im Grunde für die ganzen Gebirgsteile des Landes. Da, wo in der Ebene für keine Drainage gesorgt wurde, war das Gebiet versumpft, das galt für das ganze Emek Jesreel; für die nördliche Hulelandschaft; auch für gewisse Küstengebiete des Wadi Chawarith; für die Umgebung von Chedera. Je mehr man in den Süden vorstieß, um so mehr gelangte man in echte Wüste.

All diese Gebiete erforderten gebieterisch Jugend, die mit großem physischem Einsatz Kolonisationsarbeit leisten mußte. An dieser Jugend mangelte es in Osteuropa nicht, und der nötige Idealismus war – wie gesagt – vorhanden. Aber der Weg wäre weniger opfervoll gewesen, hätten die Mittel gereicht. Traktoren gab es in dieser Zeit noch nicht, kaum ein Lastauto. Man wird sagen: „es gab doch immer jüdische Kapitalisten“. Das ist sicher richtig. Indessen rechnet der jüdische Kapitalist – wie jeder Kapitalist –; er steckt sein gutes Geld nicht gerne in eine unsichere Sache. Erez-Israel aber deuchte ein romantisches Anliegen zu sein. Schließlich hatte die einwohnende Bevölkerung in Jahrhunderten nicht vermocht, die Sümpfe des Emek Jesreel zu trocknen, das Hulegebiet war ein einziges Malarianest. Von Judäa hatten die Dichter berichtet: „Viel Steine gab's und wenig Brot!“ Erez Israel war das Land schluchzender Beter an der Klagenmauer Jerusalems, der Almosenempfänger, die den Kaddisch für die Verstorbenen Israels sagen! Israels Friedhof – im Kidrontal – vielleicht! Israels Zukunft – kaum denkbar! Die einzige rühmliche Ausnahme im Konzert der Kapitalisten war Baron Rothschild in Paris. Er gab, er ließ kolonisieren. Er glaubte! Und dennoch war das wenig, aufs Ganze gesehen!...

Eine Familie, individuell zu siedeln, erschien utopisch. Galt es doch zunächst „Sicherheit“ zu haben, nicht nur gegen die

Anophelesmücke, sondern auch gegen terrorisierende Nomaden. Nur die Gemeinschaft garantierte „Sicherheit“, die Gemeinschaft, in der einer den anderen im Wachtdienst und in der Arbeit ablöst. Die Realität gebot: „Kollektivsiedlung“. Mehr noch, da man arm, blutarm war, unermesslich arm, – der Ankauf einer Kuh wurde zum nationalen Anliegen, das man im zionistischen Comité in Odessa diskutierte, – so mußte man auch gemeinsam wirtschaften, da man nur so zu recht kommen konnte! Gewiß war die Küche für achtzig Personen billiger als die Schaffung von zwanzig Kleinküchen, selbstverständlich war die gemeinsame Nähstube billiger als der städtische Schneider. Man konnte selbst nähen, das Material en gros einkaufen. Mode, Geschmack spielte überhaupt keine Rolle. So entstand die kommunale Speisehalle und die kommunale Nähstube. Ein weiteres sehr ernstes Problem wurde die „Kindererziehung“. Man konnte sich nicht den Luxus leisten, den Frauen der Arbeitergemeinschaft zu gestatten, ihre Kleinen individuell zu hüten. Jede Hand war vonnöten. Der Weinberg rief nach der arbeitenden Frau, die Waschküche, der Herd, der Hühnerstall. Wollte man also die Kinder nicht unbeaufsichtigt lassen, einfach vegetieren, so mußte man eine Kollektiverziehung anstreben im kommunalen Kinderheim, unter Leitung weniger, fachlich ausgebildeter Kindergärtnerinnen und Pflegerinnen. So entstand das „Kinderhaus“, in dem alle ihr gemeinsames Jugenderlebnis bestanden, die in den Kibbuz hineingeboren wurden.

Ist dieses Erziehungssystem gut, ist es schlecht? Das ist schwer zu sagen. Es kommt nämlich auf den vergleichenden Faktor an. Wählt man das Erziehungssystem der westlichen, höheren Gesellschaft, wo Papa gut verdient, das Familienleben „in Ordnung“ ist, Mama selbst eine wohlerzogene Person ist, die sich um das Kind ausgiebig kümmern kann, nur für die Familie lebt, so dürfte das Ergebnis bessere Resultate zeitigen als das Kibbuzkinderhaus – cum grano salis! Ist als Vergleichungsobjekt das Kind der Proletarierfamilie gewählt, in der der Vater nur unter Schwierigkeiten das Nötige heranschaffen muß, die Mutter tagsüber mitverdienen muß, die Jungen und Mädchen auf den Hinterhöfen oder in den Treppenhäusern der Großstädte leben, so sind die Kibbuzkinderheime paradiesische Einrichtungen zu nennen. Im Kibbuz konnten die Eltern in Sicherheit ihrer Arbeit nachgehen. Sie mochten selbst Hunger leiden; die Kinder würden das ihre haben, ausreichende Kost, Sauberkeit, kindliches Spiel; überwacht und geleitet. Aufhebung der Familienbindung? Ach, davon kann keine Rede sein! Das von seinen Spielkameraden geschlagene Kind lief weinend zur Mutter, nicht zu einer „fremden Frau“, das es möglicherweise für „seine Mutter“ hielt... All solche Erlebnisse, wie sie sich Touristen ausmalen, hat es nie gegeben! Das Kind war emotionell an die Seinen gebunden wie in jeder anderen Gesellschaft auch. Ob es freilich genug „bekam“, das ist natürlich eine andere Sache.

Das prädominierende Problem war: Boden zu schaffen. Auf dem Boden zu pflanzen. Auf den gepflanzten Boden das Vieh zu setzen. Von der Landwirtschaft eine neueinströmende, entwurzelte Population produktiv zu machen – bei geringsten Mitteln.

Da sich so die Kollektivform günstig entwickelte, wurde sie die typische Gesellschafts- und Siedlungsform Israels. Jeder Kibbuz wurde zugleich die Experimentierstation und die Lehranstalt neu einwandernder Jugendgruppen, mit dem Ziel, wieder neue Gemeinschaften zu gebären. Die „Urmutter“ war Um-Djuni, am Kinerethsee, heute D'gania genannt. Etwa zweihundertzwanzig ähnliche Gemeinschaften wurden gegründet, mit politisch differierendem Ausblick, laizistischer oder auch religiöser Prägung. Die Kibbuzim sind aber freiwillige Unternehmungen der Arbeiter selbst gewesen, niemals regierungsgelenkte oder gar parteierzwungene Produktionsstätten! Jeder Partizipant tritt ihr freiwillig bei, kann sie auch freiwillig verlassen, wenn er es beabsichtigt. Jedes Mitglied nimmt an den kollektiven Versammlungen teil, welche „beschließen oder ablehnen“. Der Kibbuz duldet keine

Diktatur. Ja, er duldet nicht einmal den „boss“. Ohne Rang und Titel sind alle Vorsteher und Funktionäre für befristete Zeiträume gewählt und verantwortlich.

Gewiß hat sich mit den Fortschritten der israelischen Ökonomie auch im Kibbuz sehr viel verändert. Die ältere Generation strebt nach „Bürgerlichkeit“, nach der „privaten Ecke“. Man sucht diesen Bestrebungen Rechnung zu tragen, in der Überzeugung, daß auch der Kibbuz in die historische Bewegung eingegliedert ist, die Utopie der Frühe in die Wirklichkeit des Heute zu übersetzen. Bisher ist der Versuch gelungen. Wohin die Fahrt führt, wer weiß es? Weiß es die privatwirtschaftliche Gesellschaft des Westens?

Man lebt der Aufgabe. In Israel ist sie noch immer riesengroß.

Junge Arbeitergemeinschaftssiedlungen haben auch heute noch einen harten Kampf mit der Scholle zu führen; zu schweigen, wenn es sich um Grenzorte handeln sollte, die stets Wache zu halten haben, weil die Grenzen noch immer als unsicher gelten müssen. Auf Zeiten relativer Ruhe kann plötzlich eine Periode organisierter Angriffe folgen, weil es in irgendeinen politischen Plan der Nachbarn hineinpaßt. Leben und Besitz müssen jederzeit geschützt werden...

Die älteren Siedlungen sind in den Jahrzehnten ihrer Existenz zu einigem Wohlstand gekommen.

Das Problem der Erosion ist im jüdischen Bergland weitgehend gelöst, die Austrocknung der Sumpflandschaften ist vollkommen gelungen. In die verkarstete Flur der Jerusalemer Umgebung hat man in vermintes und so aufgebrochenes Gestein Dunglöcher gesetzt, in sie kurzwurzlige Bäume gepflanzt und letztere veredelt. So findet man europäische Obstkulturen, wo einmal nichts als Distel und Dorn zu finden waren. Hügelabhänge wurden terrassiert und so der Abschwemmung Halt entgegengesetzt. Häufig wurden die Terrassen mit Wein bepflanzt. Nach jahrelangen Experimenten hat man gewisse Rinderrassen als adaptabel erkannt und nur diese importiert. Gibt es am Platz keine Weide, so fahren Jungarbeiter täglich zu den fernegelegenen Futterplätzen,

ernten ab und fahren das Grünfutter auf Lastautos in die Scheuer. Riesige Hühnerhöfe sind entstanden, die heute bereits Küken exportieren, teils Mastgeflügel, teils Legehennen. Erholungsheime für die arbeitende Bevölkerung sind in junge und doch schattengebende Wälder – meist von Aleppokeifern – gebaut worden, die ihres rustikalen Gepräges wegen, höchst beliebt wurden. Industrielle Werkstätten für Maschinen, für Obstsäfte, Marmeladen, Holzverarbeitung, wurden den landwirtschaftlichen Betrieben angegliedert. Infolge der Ausweitung dieser Wirtschaftsbetriebe gelang es den Lebensstandard erstaunlich zu heben. Begannt man einmal mit einem Zeltlager, aus dem sich dann eine Hüttenperiode entwickelte, so ist heute meistens das Kleinhaus zur Regel geworden, in dem zwei bis vier Wohnungseinheiten pro Familie oder Mitglied, entstanden sind. Galt es vor Jahrzehnten als geradezu „horribile“ in privater Ecke auch nur ein Glas Tee einzunehmen, – als geheiligt galt nur das kommunale Speisehaus, – so verabreicht heute eine wöchentliche Verteilungsstelle Kaffee, Tee, Gebäck, Süßigkeit nach freier Wahl, doch im Rahmen des festgesetzten Mitgliedsbudgets. Einmalige Auslandsreisen sind für ältere Mitglieder in den Kollektivwirtschaften keine Seltenheit mehr, oft macht man auch Fortbildungskurse in anderen Ländern, in mannigfaltigster Richtung; oft geht man auch als Instruktor nach Asien oder Afrika, um eigene Erkenntnisse weiterzugeben. Die kommunalen Räumlichkeiten haben heute in diesen alten Kibbuzim einen gewissen Komfort. Manche Dörfer besitzen kleine Museen; Ausstellungshallen; Versammlungsräume, in denen konzertiert wird, der wöchentliche Film läuft. Bibliotheken, Leseräume gibt es eigentlich an jedem Platze. Das wesentliche Problem des Kibbuzes von prinzipieller Bedeutung ist, daß es an Nachwuchs fehlt und auch an genügendem Interesse unter den Neueinwanderern, so daß der „bezahlte Arbeiter“ in die Bresche springen muß und so eine Art neuen „Stand“ in der bisher klassenlosen Kibbuzgesellschaft repräsentiert. Hier fand sich noch keine echte Lösung.

9. Die arabischen Flüchtlinge

Gespräch zwischen M. Y. Ben-Gavriel und Professor Dr. Leo Kohn Professor für Internationale Beziehungen an der Hebräischen Universität zu Jerusalem¹. Sendung im Südwestfunk am 4. April 1961.

Einführung von M. Y. Ben-Gavriel

Als im Jahre 1948 die Heere der sieben arabischen Staaten die Gründung des Staates Israel zu verhindern suchten, kam es zu einer Massenflucht von Arabern aus dem israelischen in das Gebiet der benachbarten arabischen Staaten. Über die historische Realität dieser Tatsache, deren Zeitgenossen und teilweise auch Zeugen wir waren, kann natürlich nicht debattiert werden. Über Details hingegen, von der aktuellen Zahl der Flüchtlinge bis zur Frage, warum sie heute noch Flüchtlinge sind, bestehen naturgemäß weitgehende Meinungsverschiedenheiten.

Um Ihnen, meine Hörerinnen und Hörer, ein Bild der Tatsachen zu geben, wie es von israelischer Seite aus größtmöglich objektiver Sicht gesehen wird, habe ich einen Fachmann in Flüchtlingsangelegenheiten, Professor Leo Kohn, der mehrfach über dieses Thema geschrieben hat, gebeten, einige Fragen in dieser Angelegenheit zu beantworten.

Können Sie uns, Herr Professor Kohn, in kurzen Worten eine Darstellung der Umstände geben, unter denen das arabische Flüchtlingsproblem entstanden ist?

Das palästinensische Flüchtlingsproblem ist eine direkte Folge der Feindseligkeiten, die die Arabische Liga im Frühjahr 1948 gegen den im Entstehen begriffenen Staat Israel ent-

fesselte. Hätte die Liga diesen Krieg nicht begonnen, so gäbe es heute keinen einzigen arabischen Flüchtling. Wie bekannt, beschloß die Vollversammlung der UNO im November 1947 mit Zweidrittel-Mehrheit die Teilung des Landes und die Errichtung eines arabischen und eines jüdischen Staates in dem früheren britischen Mandatsgebiet. Die Araber beantworteten den Beschluß mit einem Massenangriff auf die jüdische Bevölkerung, der sich bis zum Abzug der Mandatsregierung am 14. Mai 1948 hinzog und Tausende von Opfern forderte. Nach der Proklamation des Staates Israel am 15. Mai 1948 fielen, ohne jede Kriegserklärung, reguläre Heeresseinheiten Ägyptens, Syriens und des Libanon in das Land ein. Das jüdische Jerusalem wurde belagert und in allen Teilen des Landes fanden blutige Kämpfe statt. Der arabische Angriff wurde an allen Fronten zurückgeschlagen und im Frühjahr 1949 wurde dann unter Mitwirkung des Vermittlers der Vereinten Nationen ein Waffenstillstand abgeschlossen.

Schon vor der militärischen Invasion hatte man von Seiten der arabischen Führung der arabischen Bevölkerung Palästinas – ich zitiere hier wörtlich aus der in Amerika erscheinenden libanesischen Zeitung „Al Huda“ vom 6. Juni 1951 – „den brüderlichen Rat gegeben, ihre Dörfer zu verlassen und vorübergehend in befreundete Nachbarstaaten auszuwandern, damit sie nicht von den Geschützen der eindringenden arabischen Armeen niedergemacht würden...“ Man versicherte ihnen, daß sie nach dem bald zu erwartenden Sieg der arabischen Heere in ihre Dörfer und Städte würden zurückkeh-

¹ Professor Leo Kohn verstarb unerwartet im Juni 1961 im Alter von 67 Jahren. Israel trauert um eine der einflußreichsten Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Beziehungen Israels zu den Nationen. Professor Kohn war ein Denker, dessen geistige Kraft im stillen wirksam war, aber unablässig Initiative auslöste. Ehemals der einflußreiche persönliche Berater des ersten israelischen Staatspräsidenten Chaim Weizmann, in Frankfurt/Main geboren, ging er 1925 nach Palästina.